

Abstand halten hat schon damals geholfen

Zivilisationsbrüche, Kontaktverbote und die Sehnsucht nach dem starken Mann: Volker Reinhardt entwirft ein Panorama der Großen Pest in Europa.

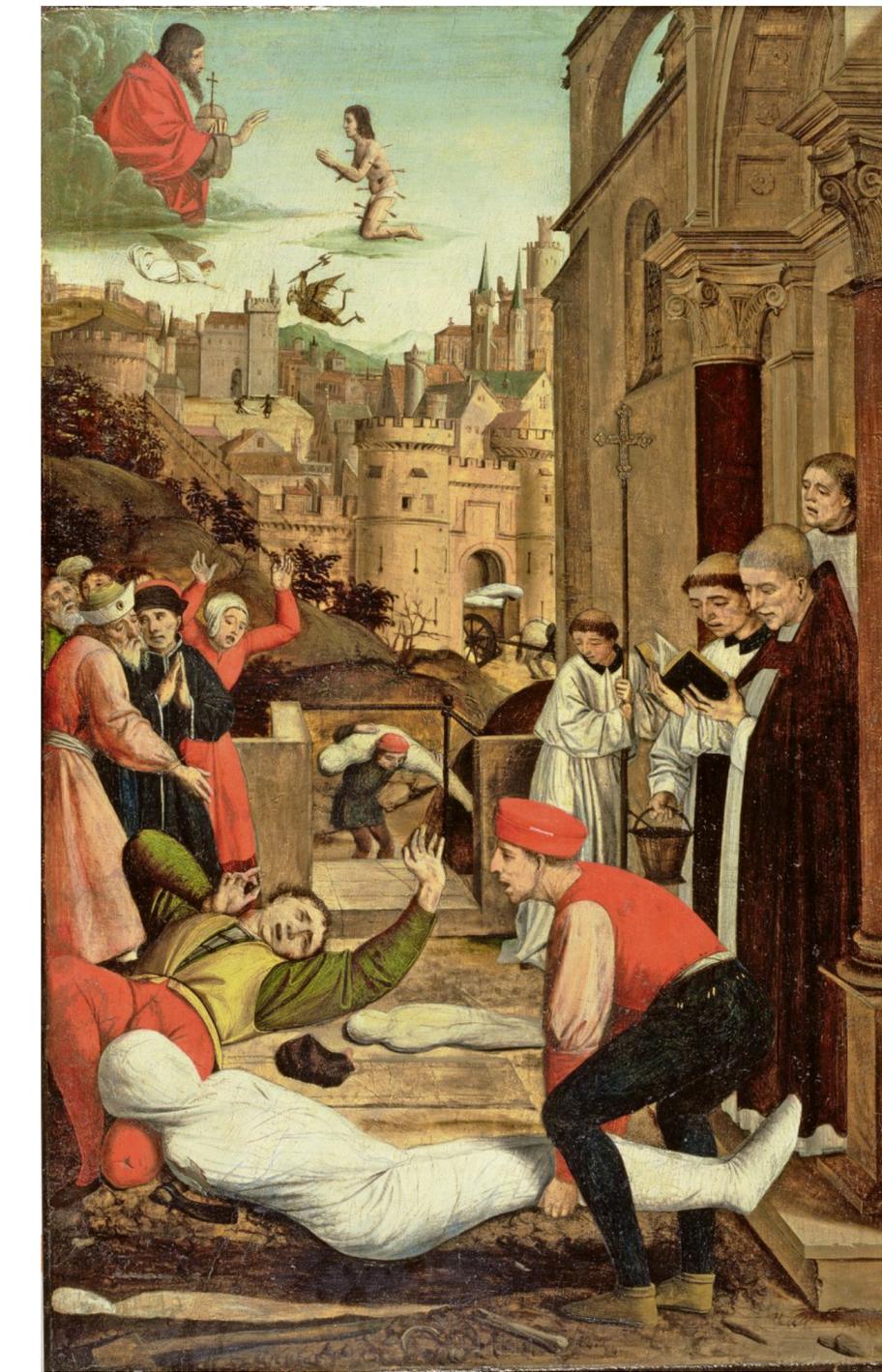
In der Pandemie ist alles Pandemie. Wir reden über Kino und Corona, Menschenrechte und Corona, Kochen und Corona, soziale Ungleichheit in Zeiten von Corona. Deshalb ist eine Wohltat, dass ein Buch, das von der Großen Pest des vierzehnten Jahrhunderts in Europa handelt, von Kunst, Literatur, Tuchhandel, Klansherrschaft und imaginären Reisen erzählt. Es geht in Volker Reinhardts Studie um Paolo Uccello und Donatello, um die Erfindung der Renaissance, um den Politiker Cosimo de' Medici und den Fabrikanten Francesco Datini, der das größte Privatvermögen seiner Zeit besaß, um Petrarca's vermutlich erfundene Besteigung des Mont Ventoux und vieles mehr. In den kurzen Pausen zwischen den Covid-19-Talkshows stellt „Die Macht der Seuche“ eine willkommene Abwechslung dar.

Aber zuerst muss Volker Reinhardt natürlich das finstere Tal der historischen Fakten durchwandern. Das erledigt der

Volker Reinhardt:
„Die Macht der Seuche.“
Wie die Große Pest die Welt veränderte
1347–1353.
C. H. Beck Verlag,
München 2021.
256 S., Abb., geb., 24,- €.

an der Schweizer Universität Freiburg lehrende Frühneuzeithistoriker mit quellenkritischer Delikatessens. So entlarvt er die verbreitete Annahme, die Pest sei aus Asien nach Europa gelangt, weil die tatarischen Belagerer des genuesischen Stützpunkts Caffa auf der Krim im Jahr 1347 Pestleichen über die Mauern geschleudert hätten, als Erdichtung eines Chronisten aus Oberitalien. Tatsächlich erreichte die Seuche auf Handelsschiffen aus Caffa über Konstantinopel den westlichen Mittelmeerraum, wo sie sich zuerst in Messina, dann in der Mutterstadt Genua und schließlich in Marseille ausbreitete und von dort ins Landesinnere vordrang. Die Geschwindigkeit, mit der die Infektion vorankam, war je nach der Dichte des Verkehrsnetzes und der Intensität der Handelsbeziehungen von Region zu Region verschieden, doch bis 1351 hatte sie ganz Europa erfasst.

Ganz Europa? Nein, drei Regionen blieben von der zweiten nachchristlichen Pandemie durch das Bakterium *Yersinia pestis* – die erste, von den Historikern als Justinianische Pest bezeichnete, hatte zwischen 540 und 750 gewütet – weitgehend verschont: die Pyrenäen, das Landesinnere Polens und das Gebiet um Mailand. Hier stellt Reinhardt seine als Überblick angelegte Betrachtung lokalgeschichtlich scharf. Denn während Polen und die Pyrenäen von ihrer Randlage und geringen Be-



Fürbitte im Himmel statt Medizin: „St. Sebastian betet für die Pestopfer“ von Josse Lieferinxe, um 1493

Foto Bridgeman

völkerungsdichte profitierten, lag die Metropole Mailand im Auge des italienischen Peststurms. Dass ihre Einwohnerzahl dennoch nicht dezimiert wurde, ist allein mit seuchenpolitischen Maßnahmen des Stadtregenten Luchino Visconti

(nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Filmregisseur, den Reinhardt „Luchino Visconti II.“ nennt) zu erklären. Interessanterweise schweigen die meisten zeitgenössischen Quellen zu diesem Thema. Nur zwei Chronisten aus Pisa und Sie-

na berichten übereinstimmend, in Mailand seien bloß drei Familien gestorben, weil man deren Häuser unmittelbar nach dem Ausbruch der Krankheit zugemauert habe. Als die Pest fünfzehn Jahre später wieder zuschlug, ließ Visconti's Großnef-

fe ein Lazarett vor den Stadtmauern aus dem Boden stampfen. Offensichtlich ahmte er die erfolgreiche Pandemie-Strategie seines Vorgängers nach: Isolation der Kranken, Einreisebeschränkungen, Reduzierung der Sozialkontakte.

In Staaten und Regionen, in denen solche Maßnahmen nicht oder zu spät angewandt wurden, schlug *Yersinia pestis* gnadenlos zu. Nach verlässlichen Schätzungen starb zwischen 1347 und 1353 etwa ein Drittel der Bevölkerung Europas an der Seuche. Dabei gab es ein klares Gefälle zwischen dichter und lockerer besiedelten Städten: Während das bevölkerungsarme Rom unter der Herrschaft des Volkstribuns Cola di Rienzo vergleichsweise glimpflich davorkam, stand Venedig vor dem Zusammenbruch. Vier Jahre nach dem Ende der Pestwelle putschte der Doge Marino Faliero mit Hilfe bürgerlicher Kreise gegen die Adelsrepublik. Faliero wurde enthauptet, im Großen Ratsaal des Dogenpalastes hängt anstelle seines Porträts ein von Tintoretto gemaltes schwarzes Banner.

Falieros Coup bezeugt für Volker Reinhardt eine allgemeine Legitimationskrise republikanischer Herrschaftsformen als Folge der Pest. Die Überlebenden, schockiert vom Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung in der Pandemie, sehnten sich nach Anführern, die diese Ordnung zukünftig garantierten. Ein Beleg für diesen Trend ist neben der stabilen Tyrannei der Visconti in Mailand der Aufstieg der Medici in Florenz. Anders als das traditionelle Patriziat, das nach dem Muster eines Herrenclubs agierte, suchte sich Cosimo der Ältere seine Anhänger in allen Bevölkerungsschichten. Auf Paolo Uccellos Sintflut-Fresko im Kreuzgang von Santa Maria Novella erscheint er im staatsmännischen Ornat als Retter der geplagten Menschheit. Anscheinend hatte Cosimo nicht nur die Macht der Straße, sondern auch die der Bilder begriffen. Als Kunstmäzen schrieb er sich ins kollektive Gedächtnis einer Stadt ein, die mit Werken wie Donatellos Georgsstatue ihre Siege über ihre Nachbarkommunen feierte.

Volker Reinhardt ist ein vorsichtiger Pandemiehistoriker. Das zeigt sich nicht nur an seiner Zurückhaltung bei der Schilderung der Zustände in Nord- und Westeuropa, mit denen er als Experte für die Geschichte Italiens weniger vertraut ist, sondern auch am Umgang mit seinen eigenen Thesen. Aufgabe des Wissenschaftlers sei es auch, „Nichtwissen einzugestehen“. Reinhardt macht mit dieser Ankündigung Ernst: Es sei „verführerisch, aber letztlich unbeweisbar“, die Zunahme an Adelserrschaften im frühneuzeitlichen Europa mit der Erschütterung durch die Pestwellen zu erklären, und auch Versuche, das auf die Freuden des Diesseits gestimmte Lebensgefühl der Frührenaissance als Reaktion auf die Seuche zu deuten, gehörten „ins Reich der Spekulation“.

Umso bedauerlicher ist es, dass sich der Autor selbst gelegentlich in die Gefilde der Spekulation verirrt. So sinniert er in seiner Einführung über den möglichen Autoritätsverlust, den „Virologen und andere „Experten“ durch das Corona-Geschehen erleiden könnten. Später ist von „hinsichtlich ihrer Wirksamkeit umstrittenen Schutzmasken des Jahres 2020“ die Rede. Mit solchen Ausfälligkeiten springt Volker Reinhardt ohne Not aus der Position des Experten in die des Amateurs. Dabei braucht sein Pestpanorama dieses leitartikelnde Finish gar nicht. Überall dort, wo es ausschließlich bei seinem historischen Gegenstand bleibt, leuchtet es ganz von selbst.

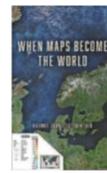
ANDREAS KILB

Die Welt ist nicht gegeben

Rasmus Winther verknüpft überzeugend Kartographie und Wissenschaftsphilosophie

Im Jahr 1931 prägte der inzwischen nur Kenner der Science-Fiction-Geschichte bekannte polnisch-amerikanische Privatgelehrte Alfred Korzybski den Satz „Die Karte ist nicht das Gebiet“ („The map is not the territory“). Der an der University of California in Santa Cruz lehrende Wissenschaftsphilosoph Rasmus Winther nutzt in seinem Buch Kartierung und Kartographie, um zu zeigen, welche zentrale Rolle räumliche Beziehungen schaffende Repräsentationen in Geistes- und Naturwissenschaften spielen: Wissenschaftliche Theorien stehen im gleichen Verhältnis zur Welt wie Karten zum Territorium. Diese Analogie erlaube es, wissenschaftliche Praktiken der Repräsentation – Theorien, Modelle, Abbildungen – in all ihrer Vielfalt besser zu verstehen und gleichzeitig ihre oft nicht offen ausgesprochenen Grundannahmen aufzudecken. Die Vielfalt von Karten und kartographischen Methoden steht dabei ein für ein pluralistisches Verständnis von Wissenschaft und Wissenschaftsphilosophie.

Jede Repräsentation – ob nun eine Karte, eine wissenschaftliche Theorie oder ein philosophisches System – bildet immer nur einen Ausschnitt der Realität ab. Der Benutzer einer Karte darf nicht vergessen, in welchem politischen, sozialen und wissenschaftlichen Kontext diese entstand. Der Autor illustriert das am Beispiel der Mercator-Projektion, die lange die Darstellung der Erdoberfläche in Atlanten dominierte. Solche Karten zeigen Gebiete in Polnähe stark vergrößert, weshalb Europa im Verhältnis zu Afrika flächenmäßig dominant erscheint. Dies war nicht die ursprüngliche Absicht von Gerardus Mercator (1512 – 1594), denn der wollte bloß eine winkeltreue Projektion



Rasmus Grønfeldt Winther:
„When Maps Become the World“.
The University of Chicago Press, Chicago 2020.
318 S., Abb., geb., 38,95 €.

schaffen, welche die Navigation auf den Weltmeeren vereinfachte. Doch diese Projektion setzte sich auch für geographische Kartenwerke durch und diente in der Kolonialzeit als symbolische Unterstützung der europäischen Dominanz über Afrika und Südamerika. Der Kontext der Navigation, den Mercator ursprünglich im Auge hatte, wurde nach und nach vergessen.

Welche Alternativen zur Mercator-Projektion möglich sind, zeigt Winther dann anhand der wesentlichen Schritte bei der Erstellung einer Karte: von der Vermessung, Datenanalyse, Auswahl und Klassifizierung der darzustellenden Eigenschaften über Wahl des Maßstabes bis zur Wahl der Kartensymbole. Diesen Abstraktionsschritten stellt Winther dann deren Ontologisierung gegenüber – wenn das Territorium nach Maßgabe einer Karte vorgestellt wird. Ein Autofahrer sieht das durch eine Karte repräsentierte Gebiet anders als ein Naturliebhaber, und das durch eine Repräsentation motivierte Handeln kann das Territorium verändern.

Winther bewegt sich agil zwischen kartographischen und wissenschaftsphilosophischen Betrachtungen. Dies ist vor allem von Bedeutung im Kapitel über das Konzept der kontextabhängigen Objektivität. Karten sind nicht wahr oder auch nur ungefähr wahr, sondern entsprechen ausgewählten Aspekten der repräsentierten Objekte auf geeignete Weise. Die berühmte Karte des Londoner U-Bahn-Netzes stellt die relative Lage der U-Bahn-Stationen zueinander angemessen dar, während eine Straßenkarte Ortsverhältnisse ziemlich exakt repräsentiert.

Genauso wie Karten haben wissenschaftliche Modelle und Theorien einen bestimmten Anwendungsbereich, daher entsprechen diese Repräsentationen immer nur einem Ausschnitt der Welt. Die Integration verschiedener Repräsentationen ist nötig, um die Grenzen jeder einzelnen Darstellungsweise zu erkennen und um zu vermeiden, dass eine Karte, ein Modell oder eine Theorie mit der Wirklichkeit gleichgesetzt wird. Winther setzt auf eine sorgfältige Archäologie der Grundannahmen, die hinter jeder Repräsentation stehen, und auf „Gegen-Kartierungen“ (counter maps): Kartierungen, die einen Minderheiten- oder Außenseiterblickpunkt illustrieren und somit die Kontextabhängigkeit anderer Karten zeigen. Er illustriert seine Herangehensweise mit Beispielen von Kartierungen in der Kosmologie, der Gehirnforschung und der Genetik. Dabei zeigt er eindrücklich, welche Grenzen Kartierungen von Genen und Gehirnfunktionen haben und auf welche Weise „counter maps“ neue Perspektiven öffnen können.

Winthers Buch ist ein unorthodoxes und leidenschaftliches Plädoyer für eine Vielfalt von Perspektiven – von Gliederungen, Ordnungen und Zusammenfassungen – in Kartographie, Wissenschaft und der Wissenschaftsphilosophie. Und damit gleichzeitig eine überzeugende Behandlung der Neigung, Karten mit der von ihnen beschriebenen Realität zu verwechseln.

THOMAS WEBER

Die Manager auf der Anklagebank

Des Teufels Chemiker: Stephan H. Lindner rekonstruiert einen besonders umstrittenen Nürnberger Nachfolgeprozess

Dass „die Wirtschaft“ nicht nur Hitlers Aufstieg beförderte, sondern auch seine Diktatur bis zum Vernichtungskrieg unterstützte hat, war vor 1945 eine moralische und politische Anklage. Im Mai 1947 wurde daraus Völkerstrafrecht. Vor einem amerikanischen Militärgericht in Nürnberg wurde das Verfahren gegen vierundzwanzig führende Männer der I.G. Farbenindustrie AG, zwischenzeitlich der größte Chemiekonzern der Welt, eröffnet. Es gehörte zu den zwölf Nachfolgeprozessen in Nürnberg. Das Buch des Münchner Wirtschaftshistorikers Stephan H. Lindner rekonstruiert diesen besonders umstrittenen Prozess bis zu seinem Urteil.

Schon während des Zweiten Weltkriegs entstanden Listen, auf denen Namen mutmaßlicher Kriegsverbrecher gesammelt wurden. Nach 1945 begann die Ahndung. Sie war aus vielfältigen Gründen schwierig: Die Alliierten mussten kooperieren, obwohl sie sich weniger denn je politisch einig waren, und die seit langem vorhandenen unterschiedlichen ideologischen Grundsätze verstärkten sich im eskalierenden Kalten Krieg. Zudem standen ganz verschiedene nationale Rechtskulturen im Hintergrund. Im I.G.-Farben-Prozess beispielsweise beeinflusste das amerikanische Recht das Verständnis von Tatbeständen wie „Verschwörung“, prägte rechtsdogmatische Konstruktionen über Tatbeteiligung und führte zu spezifischen Vorstellungen über individuelle Schuld.

Überhaupt war schon der prinzipielle Einsatz von Völkerstrafrecht keineswegs unumstritten – und zwar auch innerhalb der Siegmation Amerika. Es ist kein Zu-

fall, dass gerade dieser Prozess gegen die Wirtschaftsmanager besonders schwer Akzeptanz fand. War schon das Völkerstrafrecht als solches eine relativ junge Erfindung, richtete sich die Anklage hier nochmals in neuer, aber auch präzedenzloser Weise gegen Bürger eines besiegten Staates, die davor kaum je strafrechtlich belangt worden wären.

Denn angeklagt wurden eben nicht politische Repräsentanten oder militärische Befehlshaber. Es waren die angestellten Manager eines Privatunternehmens, die auf der Anklagebank Platz nahmen, und



Stephan H. Lindner:
„Aufrüstung – Ausbeutung – Auschwitz“.
Eine Geschichte des I.G.-Farben-Prozesses.
Wallstein Verlag,
Göttingen 2020.
339 S., geb., Abb., 36,- €.

sie ähnelten damit jener Figur, in der sich eine abgründige Banalität des Bösen verdichten konnte Sie waren Schreibtischtäter. Keinen Mord hatten sie eigenhändig begangen, niemanden erschlagen oder erschossen. Dennoch galten sie schon manchen Zeitgenossen – unter anderem dem Chefankläger – als „Des Teufels Chemiker“. Denn die I.G. Farben nahm im NS-Regime einen kometenhaften Aufstieg, zwischen 1933 und 1943 stiegen ihre Gewinne um das Fünffache. Sie versorgte die Wehrmacht umfassend und kooperierte mit dem Regime bis hin zum Buna-Werk in Auschwitz. Im Jahr 1945 waren von den 333 000 Beschäftigten die Hälfte

Fremd- und Zwangsarbeiter sowie KZ-Häftlinge. Eine Tochtergesellschaft der I.G. Farben und der Degussa produzierte Zyklon B. War der individuelle Unrechtsgehalt dieser „Verstrickung“ in das NS-Regime juristisch zu fassen?

Fünf Anklagepunkte wurden den I.G.-Farben-Managern zur Last gelegt: (I) Planung und Durchführung von Angriffskriegen; (II) Plünderung privaten und öffentlichen Eigentums in von deutschen Truppen besetzten Ländern; (III) Versklavung und Deportation ziviler Bevölkerungsgruppen in den besetzten Ländern sowie Versklavung von ausländischen und deutschen KZ-Häftlingen; (IV) Mitgliedschaft in der SS als verbrecherischer Organisation; (V) Verschwörung zur Begehung von Verbrechen gegen den Frieden.

Als Wirtschaftshistoriker betont Lindner die aktive Beteiligung der I.G. Farben in Aufrüstung, Ausbeutung und auch Auschwitz. Lindner schildert den Prozess ab seiner Vorbereitung, referiert Anklageerhebung sowie Hauptverhandlung und schließt kurz mit seiner Nachgeschichte. Über weite Strecken wechseln Wortlautzitate mit Wiedergaben im Konjunktiv. Das schafft hohe Transparenz und Nachvollziehbarkeit. Zugleich vermisst man aber regelmäßige Stellungnahmen, Thesen und Analysen des Verfassers, die eine Einordnung so mancher steilen Behauptung leisten könnten. In der Theoriebildung bleibt das Buch erst recht schwach.

Denn das Verfahren bewältigte nicht alle Schwierigkeiten, die ihm strukturell mitgegeben waren, gleichermaßen gut. Die schiere Menge von Aktenmaterial war für alle Beteiligten eine Herausforderung, und zugleich waren benötigte Be-

weismittel schwer zu beschaffen oder einzusehen. Die Nürnberger Richter kamen überwiegend von Obersten Gerichten amerikanischer Bundesstaaten und waren unerfahren im Umgang mit Völkerstrafrecht, deutscher Geschichte und Politik. Demgegenüber arbeiteten die „besten Leute“ für die Anklagebehörde der Industrieprozesse, was zu Spannungen zwischen Anklage und Richtern führte.

Die Verteilung, vielfach brillante deutsche Wirtschaftsjuristen, bemühte sich um eine „solidarische“ Linie für alle Angeklagten. Für sie arbeitete der Umstand, dass die Anklagebehörde zu wenige konkrete Beweise der Tatbeteiligung in den Anklagepunkten (I) und (V) vorlegen konnte, obwohl sie sich besondere Mühe gab, gerade diese Defizite auszugleichen. Prozessökonomisch und strategisch ging dies zu Lasten der eigentlich viel besseren Belegbarkeit konkreter Verbrechen wie Plünderungen oder Menschenversuche in Konzentrationslagern.

Demgegenüber waren die Verteidiger erpicht, hinsichtlich der Angeklagten strikt zwischen Person, Funktion und Verantwortung zu unterscheiden. Der Angeklagte Hans Kühne, Vorstandsmitglied und ehemaliger Leiter des Werks Leverkusen, gab zu Protokoll, sie hätten „als Techniker, Wissenschaftler und Kaufleute unsere ganze Arbeitskraft unserem Unternehmen gewidmet“ und sich dabei – leider – (zu) wenig um Politik gekümmert. In letzter Linie griff man zum „Befehlsnotstand“: Die Verteidiger bezeichneten ihre Mandanten als „Sündenböcke“ in einer neuen Zeit, zogen ebenso explizit wie schamlos eine Parallele zur Rolle der Juden im NS-Staat und be-